

Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 42

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641935>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 42 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

20. Oktober

Europas Herz.

Von Edward Stilgebauer.

„Es gleicht Europas Karte einer Frau,
Die kecken Muts ihr treuer Hund begleitet,
Wie sie, die Röcke raffend, vorwärts schreitet
Zum munt'ren Frühlingssgang durch Wald und Au.“
So sprach der Lehrer . . . „Spanien ist der Kopf,
In Frankreich könnt Ihr ihren Hals erkennen,
Den rechten Arm dürft Ihr Italien nennen,
Sizilien ist die Hand, England der Zopf.“

Da hebt ein Knirps voll Ungeduld die Hand.
„Nun, Suters Töni, hast du eine Frage?“
Und der ganz hastig: „Lieber Lehrer, sage,
Das Herz der Frau, wie heißt das kleine Land?“
Lang weilt der Blick des Lehrers auf dem Plan,
Daß er der Antwort Sätze richtig wähle,
Damit sie haften in der Kinder Seele,
Und endlich bricht sich seine Rede Bahn:

„Dies' kleine Land, in dem des Gletschers Sinn
Wie die Verheißung in die Täler schauet,
An dessen Fels sein Nest der Adler bauet,
Ist heut' Europas Herz, der Menschheit Hirn.
Wie ein Smaragd, umfaßt von blauem Band,
Träumt in den Bergen eine unsrer Matten,
In deren Bäume wunderbarem Schatten
Nach Gottes Rat der Freiheit Wiege stand.

Groß sind die Reiche, die der Stammenschein
Des wilden Kriegs in eine Brandstatt wandelt,
Weit ist das Weltenmeer, um das man handelt,
Wie Kopf und Hals und Rumpf . . . das Herz ist klein.

Und dennoch, nur des Herzens steter Schlag
Verbürgt des Lebens tiefgeheime Kräfte,
Erhält des Körpers unschätzbare Säfte,
Steht still das Herz, dann kommt der letzte Tag.

Dem Herzen gilt der Dichtung reinste Glut,
Das Herz bewegt der Gottheit fromme Worte,
Es ist des Glückes, ist des Leides Pforte,
In ihm verschließt der Mensch sein höchstes Gut.
Die Stimme des Gewissens redet laut
Aus Eures Herzens hastig raschen Schlägen,
Im Herzen müßt Ihr die Entschlüsse wägen,
Das Herz schenkt Ihr dem Freunde und der Braut.

Ihm gleicht das Land, nach dem du frugst, mein Sohn,
Drin sich die Wolken auf die Berge legen,
In dem des Friedens goldner Herbstesegen
Auch heuer ward der treuen Arbeit Lohn.
Vergeßt im Leben nie des Landes Reiz,
Wenn euer Fuß in weiten Fernen schreitet,
Wenn Euer Aug' der Größe Macht beneidet,
Dann denkt in Dankbarkeit der kleinen Schweiz.“

Der Lehrer schwieg . . . So still war's in dem Raum,
Man hätt' gehört der Nadel leises Sallen,
Es leuchtete so feucht und warm in allen
Augen der Knaben. Er begriff es kaum.
Doch endlich brach der kleine Srager los:
„Herr Lehrer, was du sprachst, will ich bewahren
In meiness künft'gen Lebens langen Jahren:
Das Land ist klein, allein das Herz ist groß!“

Er und Sie und das Paradies.

Roman von Lisa Wenger.

Am nächsten Morgen fuhren sie nach Urbach. Am Bahnhof empfing sie der Vater und zu Hause hatte Mutter Marei ein wohlgeschmeckendes Weinwarm gekocht und ein Milchbrot gebacken.

Am Tisch saßen ein paar schwarzgekleidete Bauernweiber, denen die Trauerhüte wie große Käse oder wie

Teller auf den runden und spitzen Köpfen saßen und die mit niedergeschlagenen Augen aßen so viel sie nur konnten. Dazwischen fanden sie Zeit, Lis anzustarren, die in schwarzen Samt gekleidet war und aussah wie eine Prinzessin.

„Ja, ja,“ sagte endlich die Lange, Dünne zu Martin, „es muß ein jeder sterben.“

„Und wir auch einmal,“ fügte die zweite hinzu. Sie durfte um des Kreppschleiers willen ihren Kopf nicht drehen. Die dritte sagte nichts. Sie nahm ihr Taschentuch und drückte es an die Augen, denn sie war mit Sepp verwandt.

„Er hat halt auch dran glauben müssen,“ murmelte sie endlich. Martin sah zum Fenster hinaus.

Da stand der Brunnen mit den zwei sich zankenden Bären und dem Wappen des Kantons. Da blühten in den Fenstern des gegenüberliegenden Amtshauses die Primeln und stand der Lorbeer am Fenster, genau wie in seinen Kindertagen. Daneben der große Obstgarten, verschnitten und arm, das Bienenhaus geschlossen, die einzigen Arbeiterinnen gefangen. Da kam auch der Briefträger die Straße herab, mit gefrorenem Schnurrbart, dampfend, die gestrickte Mütze um Hals und Ohren. Martin riß das Fenster auf und rief ihm einen Gruß zu. Sie waren Schulkameraden gewesen. Und die Bäckerslene kam mit einem Korb voll heißen Brotes, auf den kupferroten Haaren goldene Sonnenlichter und die blauen Augen voll Schalkheit. Auch sie grüßte hinauf und Martin grüßte hinunter. Alles wie früher, alles noch wie früher. Nur sein eigenes Leben war so ganz anders geworden.

Er seufzte schwer.

„Ja, das ist halt jetzt so,“ sagte Mutter Marei, die den Seufzer falsch verstanden. „Ewig hat der Sepp auch nicht leben können. Und richtig, du, Martin und Lis, ihr sollt heute nachmittag hinüber zum Amtmann kommen von wegen des Testaments.“

„Eine Viertelstunde nachher werdet ihr wohl wieder hier sein zum Kaffee,“ scherzte der Schmid. „Sepps Testament zu lesen wird nicht viel Zeit wegnehmen.“ Die drei Weiber hatten die Ohren gespitzt, als von einem Testament die Rede war.

„Da wird für dich auch etwas abfallen,“ flüsterte die Lange ihrer Nachbarin zu. „Bist ja verwandt im dritten Grad.“ Sie wehrte bescheiden ab.

„Was wird's sein? Ein paar getrocknete Spinnen und ein Haufen Steine. Und was soll ich mit dem Häuslein machen?“ Die Kleinste der drei, eine dürre Witwe, empfahl sich, wenn etwa Kleider vorhanden sein sollten. Sie könne ihrem Johann Hosen daraus schneiden lassen, er brauche gar viele.

Als es elf Uhr schlug, machte man sich auf den Weg nach Sepps Häuschen. Von allen Seiten kam es geströmt und schwarz zog es durch den hohen Schnee. Lis hatte hohe Gummischuhe und hob ihr Kleid mit spitzen Fingern. Sie war die Landwege nicht mehr gewöhnt. Die drei schwarzen Frauen gingen neben ihr und schwigten von der Anstrengung des Steigens, und noch mehr, weil sie nicht wußten, was sie mit der Stadtdame reden sollten. Von ferne sah man den Leichenwagen heranpoltern, auf einem Bernerwäglein kamen der Amtmann und der Pfarrer gefahren, und als man am Waldrand angekommen, stand es schon dicht von Bauern, die dem Sepp die letzte Ehre antun wollten. Es traten alle beiseite, als Martin eintrat.

Zwischen Tannenreis und Stechpalmen, Vogelbeeren, Efeu und je länger je lieber lag Sepp so zufrieden da, als freute er sich auf die ewige Ruhe. Martin strich ihm leise über die gefalteten Hände und nickte ihm zu. Er sah sich

nach Lis um, aber sie war draußen geblieben. Sie wollte Sepp nicht sehen. Da hoben ihn Vater Stefan und auch Martin auf und betteten ihn in den Sarg und wenige Minuten nachher zog sich der lange Zug dem Kirchhof zu.

Martin war das Herz schwer. Seltsam bedrückt ging er hinter dem Sarg seines alten Freundes. Nicht Sepps wegen. Sepp war am Ziel. Aber alles erschien ihm trüb, unfroh, er fühlte sich ohne Ziel, herausgerissen aus dem Heimboden, wurzellos. Er überredete sich, daran zu denken, daß er vor vielen zu beneiden sei. Daß er eine Gabe ohne gleichen habe, daß er ohne Sorgen leben konnte, ja viel mehr als das. Er hatte glücklich zu sein, dankbar, froh. Die Frau fiel ihm ein, die den schweren Korb getragen und die sich nicht einmal hatte ihre Tränen abwischen können. Hate fiel ihm ein. Auch um sie lagen Schleier der Wehmut. Und Lis? Das war es. Von Lis gingen die Hebel aus, die seinen Geist einspannten und bedrückten. Sie war ihm ferne gerückt, sie stand nicht mehr Hand in Hand neben ihm. Eine Kleinigkeit war zwischen sie getreten, ein paar Worte waren gesprochen worden, die nicht hätten gesprochen werden sollen, Lis hätte nicht so handeln sollen, wie sie es getan. Es war niedrig, ja, niedrig, und er hatte sie so hoch gehalten. War er zu anspruchsvoll? War der Begriff, den er von der Freundschaft zwischen zwei so eng Verbundenen hegte, ohne Berechtigung? Vielleicht war er das. Für ihn aber war die Notwendigkeit da, von der, mit der er das Leben teilte, hoch denken zu können. Ihm fiel ein Altar zusammen, wenn er das nicht mehr durfte. Er lächelte schmerzlich. Einen Idealisten hatten sie ihn schon im Seminar genannt. Aber dennoch hatte nie einer der Spötter es gewagt, seine Ideale als für die Menschheit unnötig zu erklären. Ideale seien da, um ihnen nachzujagen, nicht, um sie zu erreichen, das war alles, was sie zu behaupten wagten.

Gleichmäßig schwer ging das Trauergeleite langsam seinen Weg. Hinter sich hörte er Lis' leichte Schritte aus dem Stampfen der andern heraus. Sie ging noch immer wie eine Nachstelze. Er hörte sie auch mit ihrer Mutter flüstern, die beide, als die ersten, ihm folgten. Er biß die Zähne zusammen und drückte die Faust aufs Herz, so weh war ihm zumute. Es war etwas in ihm zerbrochen, etwas Kostbares vernichtet, verloren. Und doch meinte er, Lis zu lieben wie vorher, nur schmerzlich beschämt, nicht mehr demütig, stolz und dankbar wie früher.

Und auf dem langen, stillen Weg wurde ihm auch klar, was er gewußt und nicht hatte wissen wollen, daß es längst zwischen ihnen beiden nicht mehr war, wie es gewesen. Längst nicht mehr. Das Nest, das liebe, warme, das trauliche Nest hatten sie verlassen. Jetzt irrten sie herum. Lis in Freuden und Lustbarkeiten, er in Einsamkeit und Heimweh. Warum konnte er nicht untertauchen in der Riesewoge von Begeisterung und Bewunderung, die über ihn gerollt? Warum brachte ihm seine Kunst nicht die hohe Befriedigung, die sie viel Kleinern, viel weniger Beschenkten doch läßt? Ein Bauernbursch, hatte Lis gesagt. Vielleicht. Ein Schüler Sepps, des Einsamen. Ein Sohn des Waldes, ein Kind des Dorfes. Das war es. Sonne, Mond und Sterne waren seine Vaten gewesen, Fluß und See und Wald und Busch und Kraut und Blumen waren seine Spielkameraden gewesen. Darum. Aber da half nun nichts.

Er mußte sich fügen. Sein Glück glänzte jetzt zwischen hohen Häusern und lärmenden Straßen und auf der lichterfrohen Bühne. In den Augen seiner Bewunderer mußte es es suchen. Und wenn es für ihn kein Glück war, so war es das Glück einer andern, und es war seine Pflicht, es ihr zu schaffen.

Sepp lag in seinem stillen Ewigkeitsbett. Lis hatte geschluchzt, als die Schollen über den Sarg fielen. Sie hatte an die Sonntagnachmittage gedacht und die Geschichten, die Sepp ihnen erzählt, und an die freundlichen Augen, mit denen er ihr „Eichhörnchen“ nachgerufen hatte.

Mutter Marei hatte ebenfalls geschnupft, als sie die Leute weinen sah. Stefan runzelte seine Stirne, kniff den starken Mund zusammen und räusperte sich. Er dachte an seine rosige Frau, wie sie blaß und schmal im Sarg gelegen und das feine Stimmlein nebenan nicht mehr hatte hören können. Sonst war keiner, der um Sepps Tod gelitten hätte. Sie gingen in Gruppen vom Kirchhof fort. Die drei schwarzen Weiber ließen sich von den weitläufigen Verwandten ins Wirtshaus einladen. Dort warteten sie den ganzen Nachmittag auf irgend eine gute Nachricht vom Amtshaus her, und als keine kam, rissen sich die drei die Trauerschleifen vom Hut und steckten sich eine silberne Brosche vor, die sie im Täschlein für den Heimweg mitgebracht, denn keine Stunde trugen sie Trauer um einen, der seine Verwandten zum Narren hielt.

Martin und Lis hörten mit Erstaunen, daß Sepp ihnen neben dem Häuslein auch die Summe von achtzehntausend Franken hinterlassen, die er im Laufe seines langen Lebens zusammengespart, geschnitz, gesammelt und gearbeitet hatte und nie etwas für sich gebraucht.

Ergriffen und dankbar für seine Liebe über den Tod hinaus, berichteten sie in des Schmieds Haus von Sepps Testament, und nun flossen Mutter Mareis Tränen schwallweise, teils weil es sie rührte, daß der Mann, der stets so schlechten Tabak geraucht, sich viel bessern hätte kaufen können, teils weil sie es für schädlich hielt, anständig zu trauern, wenn man etwas geerbt. Und gar so viel.

Nach dem Kaffee, zu dem die Tassen mit dem breiten Goldrand und die vergißmeinnichtgeschmückten Milch- und Kaffeekannen auf dem Tisch standen, verabschiedeten sich Martin und Lis und fuhren nach Hause.

III. Teil.

Weihnachten rückte heran. Martin hatte sehr viel Arbeit. Das Neueinstudieren von Rollen hörte nicht auf. Er bereitete sich auf seine Gastreise vor, von denen die eine im Februar, die andere Anfang März stattfinden sollte. Seinen Schülern widmete er sich mit Freuden. Es dünkte ihn eine schöne Aufgabe, das Beste, was er zu geben hatte, in andern weiterleben zu sehen. Er sah die beiden musikalischsten jungen Menschen öfter des Abends bei sich, und sie teilten ihre Bewunderung zwischen dem verehrten Meister und seiner lieblichen Frau, die sie als die Krone von Martin Borns Glück betrachteten. Oft war Hate van Andel die Dritte, die diese ruhigen, schönen Abende teilte. Das Mädchen aus der Fremde nannte sie der eine der beiden Strebenden. Lis aber gab ihr, wenn sie von ihr sprach, stets



Hans Huggler, Brienz: „Vreneli“. Mädchenbüste in Lindenholz.

den Namen, den Hate unter den Musikern trug, die Anbeterin. Eines Abends scherzte sie mit Hate darüber.

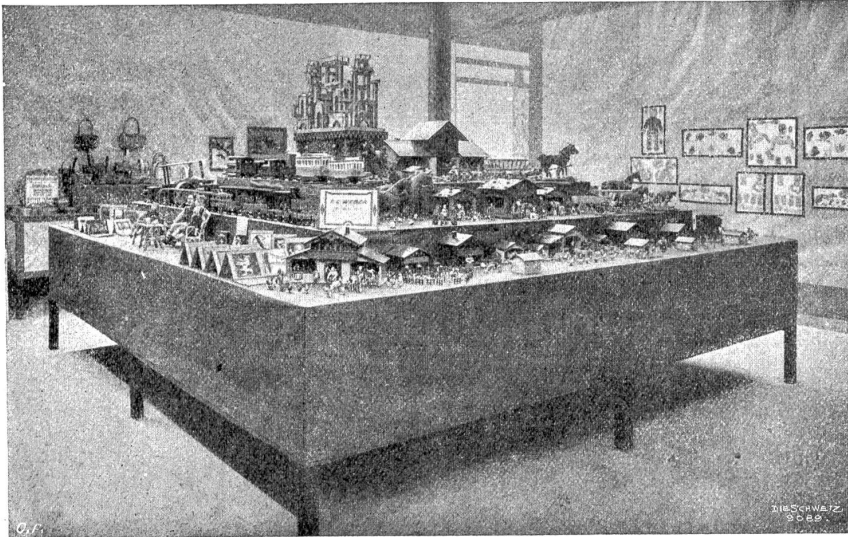
„Wen beten Sie denn jetzt an? Man hört gar nichts davon,“ fragte Lis. „Oder darf man es vielleicht gar nicht wissen?“

„Ich bete Martin Born an,“ sagte Hate. „Ich bete seine Seele noch mehr an als seine Kunst.“ Lis war verblüfft und die beiden Schüler wollten lachen, ließen es aber, als sie den ernstesten Ausdruck in Hates Gesicht wahrnahmen. Martin lächelte.

„Fräulein van Andel ist eine Schwärmerin,“ sagte er. „Sie ist aus dem Holz geformt, aus dem die Märtyrerinnen gemacht wurden. Sie ließe sich für ihre Ueberzeugung oder Verehrung den Löwen vorwerfen.“

„Wenn es sein müßte, ja,“ sagte Hate. „Aber lieber nicht den Löwen.“

„Es muß nicht sein,“ lachte Lis. „So grausam bin ich nicht, daß ich Sie büßen ließe, weil Sie meinen Gatten anbeten.“



Schweiz. kunstgewerbliche Weihnachtsausstellung, Zürich (15. September bis 4. November 1917).
Spielwaren: Bern und Zürich.

„Ich habe nie daran gedacht, daß es Ihr Gatte ist. Er ist mir ein Vorbild. Ich bin niemand begegnet, wie er.“ Martin wurde nun doch verlegen.

„Es ist genug,“ sagte er abwehrend. „Sie beschämen mich ja. Ich bin doch kein Götzenbild, das sich nicht rührt, wenn man ihm opfert. Sie reden, als gehe die ganze Sache mich nichts an.“

„Es geht Sie auch nichts an,“ sagte Häte. „Lassen Sie mich anbeten. Ewige Anbetung ist des Menschen tiefstes Glück.“

„So will ich suchen, Ihre Anbetung zu verdienen, ich weiß, wie sie gemeint ist,“ sagte Martin.

Auf dem Heimweg redeten die beiden Zwanzigjährigen über diesen kurzen Zwischenfall.

„Ich möchte auch so verehrt werden,“ sagte der Blonde.

„Rein, das möchtest du nicht,“ gab der Schwarze zurück.

„Das Mädchen aus der Fremde will nur geben, nicht

nehmen. So wie ich dich kenne, würde dir das nicht genügen.“ Der Blonde lachte.

„Kann es mir kaum denken. Aber zum Beispiel von Frau Lis angebetet zu werden, das wäre ein Schmaus.“

„Und bliebe kein Seelenschmaus. Aber entzückend ist sie, das gebe ich dir zu. Sag, liebt sie ihn oder liebt sie ihn nicht?“

„Wen?“

„Unsern Meister.“

„Sie liebt ihn nicht. Nicht einmal sind ihre Augen suchend den seinen begegnet. Aber er liebt sie. Wo sie auch ging, sah er ihr nach.“

„Menschenkundiger,“ neckte der andere.

„Und jetzt sag mir, liebt Häte van An del den Meister oder liebt sie ihn nicht?“ fragte der Blonde eindringlich.

„Sie liebt ihn und weiß es nicht.“

„Bravo. Und also wieder: Ein Knabe liebte ein Mädchen . . . oder umgekehrt. Und noch das Allerletzte: Wen liebt Frau Lis?“

„Das hat sie mir nicht gesagt. Es gehört zu deinen Künsten, so etwas herauszufinden oder zu erraten.“

„Ich will es nicht wissen. Ich müßte sie mißachten, wenn ich wüßte, daß der Meister um ihretwillen leidet.“ Er nahm den Arm des Freundes und ging mit ihm über die Brücke, die sich über den rauschenden Strom spannte.

„Sieh, wie ungern der Strom die Fessel des Eises trägt. Er stemmt sich und links und rechts muß er sich bücken, sagte der Blonde.

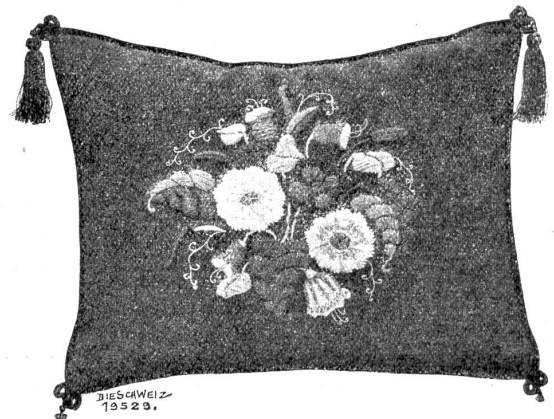
„Die Kunst unter dem Joch des Gelderwerbs,“ meinte der Schwarze. „Ein häßliches Bild.“ Sie verschwanden im Dunkel einer großen Kirche, deren Mauern der Fluß bespülte

(Fortsetzung folgt.)

Grundsätzliches zur „Schweizerwoche“.

Die Schweizerische Landesausstellung in Bern seligen Andenkens versprach durch ihren glanzvollen Verlauf in den ersten Monaten der Anfang einer schönen Zukunft zu werden für Schweizerkunst und Schweizerfleiß. Da legte der Wirbelsturm des Weltkrieges all die schönen Hoffnungen hinweg. Zurück blieb nur eine tieftraurige Resignationsstimmung. Gewisse Industrie- und Gewerbegruppen sahen sich vor ein gähnendes Nichts gestellt und dumpfe Verzweiflung machte hier den hochfliegenden Plänen von vordem Platz. Wir erinnern uns der schrecklichen Notlage unserer Hotelindustrie im ersten Kriegsjahr, für die erst die Ankunft der Internierten ein kleines Aufatmen brachte. Auch die mit dem Fremdenverkehr im Zusammenhang stehenden Gewerbe kamen in schwere Bedrängnis. Die Holzschnitzerei im engern Oberland zum Beispiel war unseren Behörden lange Zeit ein rechtes Sorgenkind. Heute glaubt man den Ausweg gefunden zu haben; die Holzschnitzler, die durch das Ausbleiben der Fremden ihrer Hauptabnehmer für die Reiseandenken und Luxusgegenstände ihres Kunstfleißes verlustig gingen, schnitzen nunmehr Spielwaren, und die Gewerbetreibenden und andere staatliche Institutionen suchen durch An-

leitungskurse und Propaganda-Ausstellungen die neue Industrie zu heben und ihr die Wege zu ebnen. Diese Art



Elisabeth Gygi-Severin, Bern. Handgesticktes Kissen mit bunter Wolle- und Seidenstickerei und aufgenähten Seidenbündel.